Im dunkeln Zimmer

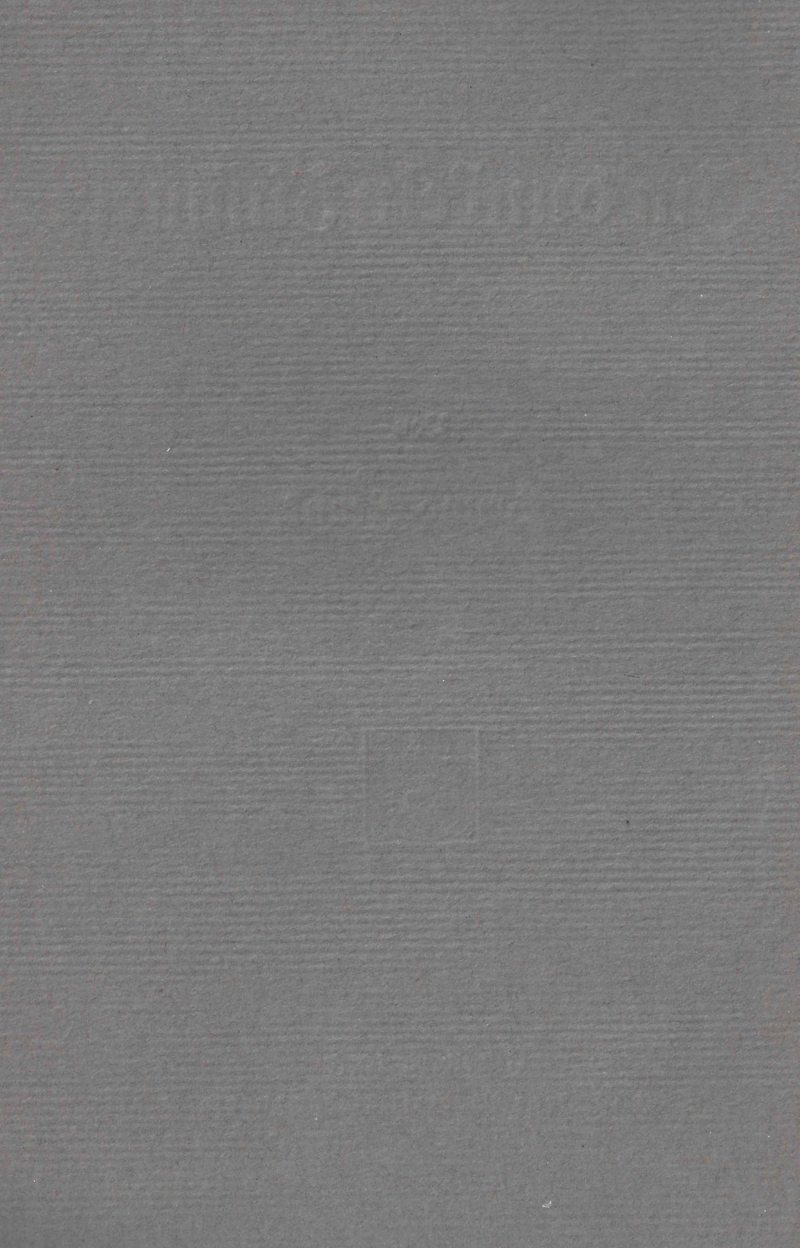
Von

Bruno Frank



Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 136.



Im dunkeln Zimmer

Von

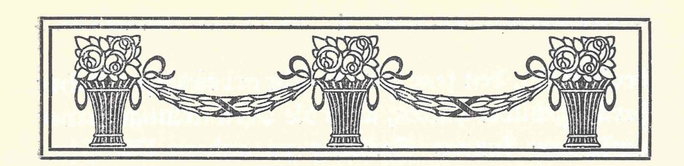
Bruno Frank



Heidelberg 1906
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 136.

Im dunkeln Zimmer.



Die Zeit meines Krankseins — so beginnen die Aufzeichnungen eines heute dem Ausgang der Zwanziger sich nähernden Mannes — liegt jetzt vier Jahre zurück, ist mir aber, obgleich sie an äußeren Ereignissen so ziemlich nichts bot, mit vielen Einzelheiten deutlich im Gedächtnis geblieben.

Drei Monate hindurch hielt mich damals das Machtwort eines altmodischen und hartköpfigen Augenarztes an einen dunkeln und — weil er den Fall für schwer und unmittelbar gefährlich ansah — sogar an einen sehr dunkeln Raum gebannt. Diese drei Monate, in einer Lage von fast grober Symbolik hingebracht, waren für mich von eigentümlicher Bedeutung. Sie bildeten den Abschluß und gleichsam die letzte Zusammenfassung des unklaren geistigen Zustandes, darin ich meine Jugendjahre verbracht hatte, in ihnen durchlebte ich noch einmal und beendete zugleich das halbreife Schwärmertum der vorausgegangenen Zeit, den quälenden Zwang, mich unausgesetzt selber zu

beobachten, den jene mit Absicht arbeitslosen Jahre herausgebildet hatten, auch die Verwicklungen einer unsicheren innern Stellung zu andern Menschen und alles, was noch hergehört, um das Gegenteil einer in sich geschlossenen Persönlichkeit zu vervollständigen.

Übrigens brachte diese Gefangenschaft zunächst keinen dauernden Plan für ein zukünftiges neues Leben hervor; nur ging ich, als mir die Sonne wieder schien, unmittelbar, wie selbstverständlich an meine geregelte Arbeit, an meine alten Sprachstudien und gerade darin, daß ich endlich etwas tat, ohne mir vorher durch weit ausgesponnene Grübeleien die Kraft zu nehmen, äußerte sich der innere Umschwung.

Mitunter natürlich kehren meine Gedanken noch immer zurück zu der träumerischen Wirrnis, die sie verlassen haben, und ich fühle mich versucht, in der Unklarheit und Zwecklosigkeit vertrödelter Jahre wie einst etwas Erhabenes zu sehen, weiß mich aber rasch mit der Erklärung zu beruhigen, daß diese Sehnsucht nichts ist als eine von jenem gewohnten ziellosen Treiben in mir zurückgebliebene Schwäche.

Übrigens kann ich jene Läuterung — wenn es so zu nennen ist — nicht gerade auf den Einfluß der tiefen Einsamkeit zurückführen. Ein dauerndes und vollkommenes Alleinsein hatte ich nicht zu ertragen.

Schon in den ersten Tagen war Hedwig viel bei mir und mit so viel zarter und liebreicher Sorgfalt umgab mich meine Freundin, daß ich mich zunächst unbehaglich, dann aber glücklich fühlte. Ein Gefühl der Ruhe, Sicherheit, Geborgenheit wachte in mir auf und eine starke Zärtlichkeit für das Mädchen, eine besondere dankbare Zärtlichkeit, auf die ich damals beinahe stolz war.

Hedwig kam jeden Tag erstmals um die Essenszeit aus ihrer Schreibstube zu mir, mußte dann bald wieder gehen und erschien wiederum am Abend, um noch ein paar Stunden bei mir zu sein.

Einen Teil der Zwischenzeit brachte ich nicht ganz selten damit zu, im Zimmer, darin ich mir eine von Stühlen freie Gasse gebildet, auf und nieder zu gehen und an sie zu denken.

In der Tat war Hedwig auch die Einzige, nach der ich versprengter Bummler mich vernünftigerweise sehnen durfte, das einzige menschliche Wesen nämlich, das ich hier in der fremden

Stadt, in der ich mich seit Jahresanbruch befand, erwarten konnte. Abgesehen natürlich vom Arzte, der mir bald ein unerwünschter Besuch war mit seinem ewigen Jodkali und Quecksilber, mit seinen widerlichen Diätvorschriften, mit seinem Interesse für die Ursachen dieser Netzhautentzündung und den endlosen, sicherlich unnützen Fragen nach meinem vergangenen Leben und nach allen Krankheiten, an denen ich seit den ersten Masern gelitten hatte.

So neugierig war meine Freundin nicht, obgleich ich überzeugt bin, daß Hedwig das Dunkle in meinem Leben keinen Augenblick aus den Augen setzte und sich nur im Hinblick auf dieses Zweifelhafte in meiner Person jene leise Betonung ihrer Selbständigkeit leistete, die sie, so lange wir uns kannten, nicht leicht fahren ließ. Im übrigen konnte man ihr ein gewisses Recht dazu kaum absprechen, hatte sie sich doch ihre gegenwärtige, verhältnismäßig sehr günstige äußere Lage offenbar durchaus selbst geschaffen. Hedwig war vor Jahren als ein blutjunges Ding von Hause weggelaufen, ein Schritt, den sie nie versäumte als geschmacklos dumm zu bezeichnen, und hatte sich dann als Arbeiterin, Ladenmädel und Stenographistin bis zu ihrem arbeitsreichen, jedoch behaglichen Posten durchgeschlagen, den sie, wie ich sicher, aber nicht von ihr selbst weiß, trotz ihrer Jugend als eine von vielen Seiten begehrte Kraft ausfüllte.

Hedwig hatte während dieser Wandlungen genug gesehen und gelernt, um sich einen Zug ins Phantastische und Träumerische anzueignen, aber nicht genug, um sich wieder von ihm zu befreien; sie hatte durch das Bekanntwerden mit verschiedenartigen Männern ihre ironische Anlage, ebenso wie eine ihr natürliche, also unaufdringliche Gewandtheit vollends ausgebildet; all das wurzelte im Boden einer schönen weiblichen Gefühlsweichheit, — kurz, ich wünschte gleich, als wir uns sahen, dem Bekanntsein eine längere Dauer.

Man müßte übrigens den Leuten einmal klar machen, was es mit gar manchen von diesen „kleinen Mädchen" für eine Bewandtnis hat. Wieviel inniges Empfinden, wieviel wohlbewußtes Verzichten, wieviel Güte und Hingabe da zu finden ist.

Wirklich, ich weiß nicht, was aus gewissen Männern hätte werden mögen ohne ihre „kleinen Mädchen". Daß diese Männer selber nicht dankbar sind und unzart fühlen, scheint mir kein Grund, die Leichtfertigkeit ihrer Freundinnen erhaben zu richten.

Ich hatte Hedwig schon bald nach meiner Ankunft in der Stadt kennen gelernt, bei einer Gelegenheit, die durchaus nichts Ungewöhnliches an sich trug.

Auf einer Maskenredoute im Januar, die ich in arger Geldnot und deshalb als ein trübseliger, schäbiger Domino besuchte, streckte sich mir über die Brüstung einer Seitenloge die Hand einer schwarzgeputzten Teufelin entgegen, die dort unter allerhand Masken ihren Platz hatte.

Die Hand ruhte schmal, aber fest in der meinen und gefiel mir, so daß die Teufelin und ich gleich darauf, beide noch verlarvt, miteinander durch den Saal gingen.

Die ersten Minuten vergingen unter Scherzen, wie sie Ort und Monat boten, allmälig aber wurde meine Aufmerksamkeit stärker gefesselt.

Über allem, was sie sagte, so lustig es sein mochte, über ihrem ganzen Gebaren lag eine graziöse, unaufdringliche Resigniertheit, die zu meinem damaligen Wesen, übrigens auch zu meinen momentanen Nöten, vortrefflich zusammenstimmte.

Ich selber gewann mir die freundliche Gesinnung der Teufelin allererst durch eine notgedrungene Offenherzigkeit.

Wir hatten uns im Gehen allmälig den Sektzelten genähert und mit einem raschen, lustigen Blick führte sie mich weiter nach dieser Richtung, dem Eingang zu.

„Sekt nicht, Luzifera", sagte ich mit einem unglücklichen Lächeln und schüttelte den Kopf.

„Ach du!"

„Einen Rheingauer oder einen Tiroler mit Freuden! Wirtschaft, Luzifera!"

„Du bist sicher ein Student", meinte sie und blieb stehen, „dann lassen wir den Wein halt ganz weg." —

„Ja, aber —"

„Das macht doch nichts, mit dem Sekt war's bloß so ein Einfall, — eine Art Stilgefühl: Sekt und Redouten. Übrigens famos, daß du mir's so offen eingestehst. Das gefällt mir einfach." —

„Na, na" —

„Laß mich doch dein Gesicht sehen, bitte, bitte . . . ."

Wir gingen lange vor den andern Gästen und saßen dann doch noch geraume Zeit in einer kleinen versteckten Weinkneipe der inneren Stadt beisammen, durch eine angenehm hinfließende Unterhaltung vor jeder Tanzmattigkeit bewahrt.

Es war heller Tag, als wir uns vor ihrer Tür mit einer Verabredung trennten. Ich ging vergnügt und frisch meiner Wohnung zu, während sich gerade die letzten Redoutenbesucher mit gelben Gesichtern und zerknüllten Kleidern nach Hause begaben.

Wenn ich hier nachträglich versuche, den verschlungenen Gedankenfäden nachzugehen, die mir in meiner Abgeschiedenheit kein äußerer Eindruck zerriß, die aber dennoch an manchen Stellen nur lose aneinandergeknüpft sind, so zeigt sich mir, wie damals nicht selten der geringste Anlaß mich zu weitausgesponnenen Folgerungen führte.

Weil aber mein Denken keinen andern Gegenstand hatte als eben sich, das Denken, war an all diesem Nachsinnen etwas Unwirkliches, Unnützes, Gequältes.

Ich beschäftigte mich etwa damit, allerlei Worte laut vor mich hinzusprechen, bis ihr Klang unbekannt und absonderlich für mich wurde, und gab mir dann selbst die Erklärung dazu: du nimmst heute, beim Wiederholen, zum ersten Mal die Worte mit dem bloßen Gehör und nicht mit dem Verstande auf, du trennst zum ersten Mal den Begriff von den Lauten; daher kommt dein Erstaunen. Das war eine von hundert Spielereien.

Auch in andern Fällen jedoch hatten die Worte als Träger von Begriffen bald wenig Bedeutung mehr für mich. Die Sprache erschien zu langsam, um mein durch nichts aufgehaltenes, sich überstürzendes Denken zu begleiten; außerdem aber

geriet ich, von der hellen Wirklichkeit und Sicht-
barkeit der Dinge abgeschlossen, immer tiefer in
ein zielloses Schwärmen hinein, für das unsere
Sprache offenbar nicht gemacht ist. Zu solchen
Träumereien führte mich unter Umständen die
Berührung mit irgendwelchen im Zimmer vor-
handenen ehrlichen Gebrauchsgegenständen, wäh-
rend wiederum schwierige Gedankengänge mit
Gesichtsbildern abschlossen, Vorgänge, die sich so
rasch und in solcher verwirrenden Abwechslung
abspielten, daß sich eine nachträgliche vollständige
Wiedergabe nicht wohl versuchen läßt. Alle jene
Dämmerzustände der Seele erlebte ich damals, in
die mich je zuvor eine ungewöhnliche Lage ver-
setzt hatte.

Bald glich mein Zustand der Ermattung, die
einer großen, noch nicht ganz ausgeschöpften,
unsern Kräften überlegenen Freude folgt, bald
der bewußten, selbstfeindlichen Hartnäckigkeit, mit
der wir ein Leiden festhalten oder uns wieder und
wieder zurückrufen, sehr häufig endlich spielte die
gegenstandslose Sehnsucht, die wir in schlechthin
und grundlos glücklichen Stunden oder in Augen-
blicken tragischer Erschütterung fühlen, eine Rolle.

Besonders breit war demnach der Raum für
ein unbestimmtes Philosophieren, für gewisse viel-
deutige, schwer zu schildernde Erleuchtungen, die
plötzlich auftauchten und wieder verschwunden
waren, ehe ich sie recht greifen konnte, an Cha-
rakter religiösen Gesichten nicht unähnlich, von

zweifelhaftem, sachlichem Wert, für mich selbst aber eine Quelle des Genusses.

Jede dieser Erscheinungen wurde nun, aber nur für einen Augenblick, verzeichnet und zerlegt durch die Selbstbetrachtung, einem von jeher in mir vorhandenen Trieb, dem die gegenwärtige Lage noch besonders günstig war.

Bald zu Anfang hatte ich ein paar sonderbare, ich möchte sagen wesenlose Tage, Tage, die ineinander übergingen. Jede Langeweile war erloschen, der Wunsch nach Beschäftigung war erloschen.

Die Besuche des Arztes, das Erscheinen Hedwigs, unsere Gespräche, das Auftragen der Mahlzeiten — all das erweckte in mir nicht mehr die leichte Überraschung, die Veränderung des inneren Zustandes, von der sonst jedes Vorkommnis begleitet zu sein pflegt und bei einem Abgeschlossenen doch vorzüglich begleitet sein müßte. Allein mir war, als erfolge alles gerade in dem Augenblick, für den ich es vorgesehen hatte, als werde gleichsam nur ein leeres Schema ausgefüllt.

Ich fühlte keinen Zwang, irgend etwas zu tun, ich bemerkte die Mängel meiner Lage nicht mehr; ich entdeckte nicht, daß die Zeit vorwärts ging und wirtschaftete aus dem Vollen mit ihr.

Es erschien mir als eine angenehme Beschäftigung, mich hie und da auszukleiden und wieder zu Bett zu gehen.

Mitten drin aber kam die Angelegenheit ins Stocken, beim Abnehmen irgendeines Kleidungsstückes. Was mich hielt, weiß ich nicht, jeden-

falls ließ ich mich im Sessel nieder und verbrachte da ein Stündchen oder zwei, bis mir's gelang, das Entkleiden weiter fortzusetzen. Jedoch war unterdessen mein Denken nicht etwa nur mit solchen niedrigen Dingen beschäftigt; vielmehr löste ich auch in dieser Zeit allerhand schwierige Probleme, von denen ich heute nichts mehr weiß. Ich löste sie ohne jede Nervosität, mit einer Art von großväterlicher Geduld, ohne das Bestreben, bald ein Ergebnis zu haben und mich dann an mir selber freuen zu können. Solche Schwächen lagen mir damals fern. Nur weiß ich das Eine: die silberne Nadel, die in meiner Halsbinde steckte, befühlte ich stets auf das Sorgfältigste. Wenn Hedwig kam und mich außer Bett antraf, mußte diese Nadel am rechten Platze sein. Hedwig konnte sie im Dunkel nicht wohl sehen und hätte sie's können, wäre ihr's nicht eingefallen, gerade diese Nadel zu beachten, Umstände, über die ich mich keineswegs täuschte. Doch hätte ich jede Sicherheit verloren, wäre die Nadel nicht in Ordnung gewesen. Später erklärte ich mir im Anschluß daran die Erzählung von Simsons Haar mit einer fixen Idee.

Die Trägheit und Dumpfheit dieses Abschnittes endete dann in einem Fieber mit außerordentlichen Wärmeschwankungen. Mein Schlaf war unruhig und immer nur kurz. Ich weiß noch, wie ich einmal — bei irgendeinem leichten Geräusch — aufschreckte und nach den Zündhölzern griff, um auf die Uhr zu schauen. Beim vergeblichen Suchen fiel mir dann ein, daß ich vom Licht abgesperrt war und dieser kleine Vorfall brachte mich in eine sinnlose, plötzliche Verzweiflung, erfüllte mich mit dem tiefsten Mitleid für die eigene Person. Ich kam mir sehr verlassen vor.

Ich überlegte mir, wieviel Stunden ich noch liegen müsse, bis der Morgen kam? Noch sechs? noch zwei? War's bereits Morgen? Nein, da wären die Geräusche von der Straße herauf anders gewesen. Auch sah ich den schwachen Lichtschimmer nicht, der mir durch die dichten Vorhänge hindurch doch immer den Tag anzeigt. Unverwandt mußte ich in die Richtung dieser Vorhänge starren, wobei ohne deutlichen Zusammenhang die Erinnerung an eine andere, sehr weit zurückliegende Nacht in mir lebendig ward. Ich lag damals als sechs- oder siebenjähriger Knabe im Spital und meine liebe Mutter, die in dem kleinen Einzelzimmer den Tag über bei mir

gewesen, war eben gegangen, als aus der Ferne ein Gewitter herankam, dessen erste Blitze alsbald durch die gelbleinenen Vorhänge zu mir fieberndem Kinde hereinflammten.

Mein erregter Zustand ließ mich besondere Furcht empfinden; die Plötzlichkeit der Erscheinung, nicht etwa ihre Gefährlichkeit, versetzte mich in Todesangst. Ich ahnte die Strahlen mehr, als daß ich sie sah, ich sah sie schon einen Augenblick, ehe sie gesehen werden konnten, suchte jedesmal wegzublicken und vermochte es nicht, griff mit beiden Händen krampfhaft in die Bett-tücher, öffnete den Mund zum Schreien und brachte keinen Laut heraus, wartete zuletzt mit einer schrecklichen Neugier auf jedes neue Zucken und fand mich, als das Unwetter sich endlich beruhigt, ganz in Schweiß liegend. Ich faltete die Hände ineinander und weinte — auch damals vom Mitleid mit mir selbst ergriffen — still und lange vor mich hin.

Das alles trat mir wieder in aller Deutlichkeit vor die Seele, ja, ich durchlebte es, wie ehedem sehr erregt, zum zweiten Male, nicht nur die Lage von damals, auch die Empfindungen des Kindes, in aller Stärke.

Doch war ich heute immerhin ein genügend erwachsener Fieberkranker, um mich über all das auch wieder zu verwundern, so daß ich mich schließlich in einer ganz unklaren und verstörten Verfassung befand.

Hatte ich mir aber als aufgeregtes Kind die Mutter zurückgewünscht, so ging mir's jetzt ebenso mit Hedwig. Wenn sie meine heiße Hand hätte halten können! Und wenn sie da neben meinem Bette irgend etwas gesprochen hätte!

Aber nichts von ihr spürte ich um mich als den leichten Duft, den ihre Haare im Zimmer zurückgelassen hatten, einen Duft, dem ein Blinder das Goldblond der Haare hätte anmerken müssen.

Dem folgten natürlich einige Minuten, während deren sich mein ganzes Verlangen nach dem Licht, nach Hedwig und nach Beruhigung in einer Sehnsucht nach dieser Goldfarbe sammelte. Dann erhielt das Verlangen nach Hedwigs Mutterzärtlichkeit für eine Weile von neuem die Oberhand und endlich schämte ich mich ein bißchen.

„Du bist ein rechter Mann", sagte ich vor mich hin und schlief, wohl mit einem Lächeln, wieder ein.

Oh, wenn ich frei sein würde! Ich dachte mir herrliche Dinge aus. Mich band ja nichts. Ich würde reisen, würde mich unterwegs, in reiner Luft, auf unbekannten Straßen freibaden von meinem lästigen Ich.

Ich wußte schon, wohin mich die Reise zuletzt führen würde: an meinen Rhein und den Rhein hinunter. Bald war's Frühling!

Ein Bild schwebte mir vor: irgendeine Laube, hart an einem der Stromufer, so zwischen Rüdesheim und Sankt Goar, vor mir ein Glas vom Ältern und irgendwo her das sanfte Geräusch des Feierabends, all das um die sechste Nachmittagsstunde, in tiefen Farben leuchtend und sehr beruhigend. Eine farbenfrohe, sonnenwarme Wirklichkeit wollte ich, vor der gewisse trübe Gespenster rasch genug das Weite suchen müßten.

Helle Lebensfreude sollte dann anstatt dieser Gespenstergedanken in mir aufwachen, Pläne zur Arbeit für mich und für Andere, lauter ehrliche und nützliche Überlegungen, die kein Mensch verlachen dürfte! Ja, wahrlich, das würde helfen!

Worauf die Kritik einsetzte und mir deutlich sagte, daß es einem wirklich ernsten Arbeiter und tüchtigen Kopf nicht anstehe, zur Gedankenkur

den Rhein hinunterzureisen. Weiter, daß man nie weniger in der Lage sei, sich zu besinnen als gerade unterwegs, und daß ich endlich mein inneres Wesen so wenig von mir abtun könne wie meinen Schatten, der ja gerade im Sonnenlicht erscheine und um jene schöne Abendstunde am längsten sei.

An Hedwig hatte ich bei diesen Reiseplänen nicht einen Augenblick gedacht. Nachträglich, als ich mich einige Tage später daran erinnerte, kam mir die Scham.

Zum hundertsten Male beschuldigte ich mich, zu den Leuten zu gehören, die nur dort Zärtlichkeit aufzubringen vermögen, wo sie sich selbst verzärtelt und verhätschelt fühlen und nur, solange die Eindrücke ganz frisch sind. Für die Zeit, da mir Hedwig entbehrlich wurde, schaltete ich sie jetzt schon aus meinem Leben aus.

Auch ertappte ich mich darauf, wie ich Hedwigs Benehmen überwachte, ihre Bemühungen um meine Bequemlichkeit, die Vollständigkeit ihrer abendlichen Fragen nach den einförmigen Vorgängen des Tages, und glaubte zu bemerken, wie all das nicht ohne Einfluß auf meine Neigung blieb. Sie schien mir zu fallen und zu steigen wie beim Barometer die Quecksilbersäule.

Die Sorte von Leuten, zu der ich zu gehören fürchtete, ist aber doppelt zu bedauern. Einmal verliert das Herz solcher Menschen die Fähigkeit, sich zu verschenken und muß im Tempel Geschäfte abschließen. Und außerdem geht ihnen die einzige Art von unbedingter Erkenntnis verloren,

die uns gewährt ist; denn nur ein Mensch mit unzerstörtem Gefühl weiß alsbald, ob sein eigenes Wesen und das eines andern ineinander passen wie die Hälften einer zerbrochenen Tafel und so ein Ganzes abgeben können.

Vielleicht, sagte ich mir dann wieder, paßt eine solche Betrachtungsweise gar nicht zu der Art unserer inneren Beziehungen.

Genug, daß ich seit jeher froher wurde, wenn ich Hedwigs Tritt auf der Stiege hörte.

Wie hatte ich mich schon immer darauf gefreut, sie wieder zu erblicken. Nun sah ich nichts von ihr als die Umrisse und die kaum. Und sie war so herrlich! Nie war ich ihr entgegengegangen, um die Türe aufzumachen; ich hatte stets gewartet, bis sie mit einem Mal blond und groß in den Türrahmen trat, in ihrem schwarzen Kleide wie ein edles Bildnis anzuschauen.

Diese Eigentümlichkeit, sich nicht anders als ganz schwarz zu tragen, war mehr als Laune; Hedwig wurde da von ihrem weiblichen Gefühl vollkommen richtig geleitet, es stand ihr wundervoll.

Sie gab ihre kluge Eitelkeit auch ruhig zu und verteidigte sie mit den oft gehörten Gründen, die jedoch in ihrer Sprechweise einen eigentümlichen Reiz gewannen. Und wie das allmälig bei uns Sitte geworden, nahmen solche kleinen Neckereien nicht selten einen gewaltigen Flug und führten uns in eine ernste und allgemeine Unterhaltung.

Ja, Hedwig kam einmal bis zu der überraschenden Ansicht, es sei gerecht, diese sonderbarste menschliche Leidenschaft, Eitelkeit, in ihren höchsten Graden nicht lächerlich, sondern tragisch zu finden. Sie dachte sich einen Künstler aus, der trotz Können und Schaffenslust nur halbfertige Stümpereien hervorbringt, weil er während der Arbeit seine Gedanken von den zu erwartenden Erfolgen und Ehrungen nicht losbekommt. Und abgesehen vom Künstler, meinte sie, müsse es überhaupt eine rechte Plage sein, sich nicht mehr mit eignen hellen Augen betrachten zu können, vielmehr Brillengläser tragen zu müssen, die der Geschmack der Andern geschliffen hat.

Solche Unterhaltungen, bei denen Hedwig meist das Heft nicht aus der Hand ließ, gewährten mir einen so hohen Genuß, daß ich oftmals, am Abend, nachdem sie mich verlassen, eine halbe Stunde auf und nieder ging, ohne Rücksicht auf die schlafenden Hausbewohner unter mir, und es während dieser Wanderung zu keinem andern Gedanken brachte als zu einem geflüsterten: Mein liebes, liebes Mädel.

„Sie meinen also wirklich, ich lasse Sie umsonst hier sitzen," sagte der Arzt, dem ich bescheiden von meinen Zweifeln berichtet hatte. „Eine schwarze Brille soll denselben Dienst tun, meinen Sie? Probieren Sie das doch! Verlassen Sie die bewährte Methode und gehen Sie hinunter auf die Straße! Lassen Sie die Brille vollends auch noch weg! Nur halten's Ihre Augen eben nicht aus."

Das war alles andere als ein sachlicher Bescheid und klang wie die kurzabweisende Antwort für ein Kind, mit dem man sich über Selbstverständlichkeiten nicht auseinandersetzen mag. Gerade deshalb blieben die Worte des Doktors nicht ohne Eindruck auf mich, trotz seiner verdächtigen Aufgeregtheit.

Ich stellte mir übertriebene Gefahren vor, malte mir aus, wie ich, von der Sehnsucht gequält, die schwarzen Tücher vom Fenster reißen und in die Sonne starren könnte, wie sich dann plötzlich dichtes Dunkel vor meine Augen legen und ich selbst unmittelbar darauf betäubt zu Boden fallen würde, um als ein Blinder zu erwachen.

Das war sicherlich eine durch und durch verkehrte Anschauung, nur erklärlich durch die Selt-

samkeiten des Arztes. Aber diese Unzulänglichkeit meiner medizinischen Begriffe wurde damals der Ausgangspunkt zu allerhand Betrachtungen, von denen ich nur noch weiß, daß Tod und Selbstmord eine Rolle in ihnen spielten.

Ich fand, es sei unmöglich, mit den Worten: für das ganze Leben blind, eine klare Vorstellung zu verbinden, dachte aber, daß ich mir dennoch bei dieser Aussicht die Erfüllung ohne Zweifel sparen würde.

Wenn Einer also die Pistole nimmt, so folgerte ich, weil ihm Erblindung sicher droht, so tut er's nicht, weil das ganze künftige Elend wirklich vor seinen Augen steht, er tut es mehr nur einer Überlieferung folgend, aus Glauben oder vielleicht unter dem Einfluß einer augenblicklichen Wallung von Entsetzen, die nicht einmal sehr stark zu sein braucht. Bei einem entsprechenden Naturell wird ja schon ein kleiner Anlaß genügen, um zu dem überraschend leichten Schritt zu führen.

Wirklich, die äußern Mittel, mit denen solch ein Abschied vom Leben sich bewerkstelligen läßt, sind ja im Verhältnis zu der Bedeutung der Tat so erstaunlich geringfügig. Mit einigen Handgriffen, wie sie jeder Arbeitstag schwieriger und zahlreicher gefordert hat, wird da dem Wirken eines Geschöpfes ein Ziel gesetzt, das jederzeit im Innersten von der eignen, ausschließlichen Wichtigkeit überzeugt war, dem nichts von allem, was immer es wahrnahm, an sich selbst irgend-

eine Berechtigung besaß. Und nun diese einfache Handlung, dieses Nichts von einer Handlung! Das steht in so gar keinem Verhältnis zueinander.

Der Todeskampf beim natürlichen Hinscheiden verleiht dem Vorgang noch eine Art von Bedeutsamkeit, ein langsames Altern und Hinwelken vollends nimmt ihm in gewissem Sinn überhaupt alles Rätselhafte, aber dieses freiwillige Sichselbstaufgeben einer so fest in sich ruhenden Welt im Kleinen, von einer Minute zur andern, hinterläßt wirklich den Eindruck, als sei dem voraufgegangenen Aufwand durch das Ende nicht Genüge geschehen.

Das hat mit einer sogenannten sittlichen Einschätzung des freiwilligen Todes rein gar nichts zu tun. Ich suchte nur damals vergebens und suchte schon öfter nach einer Formel, um diesen sonderbaren Vorgang irgendwo einzuordnen und ihm so seine Gewaltsamkeit, ja Unwahrscheinlichkeit — wenigstens nach einer Seite hin — zu nehmen.

Allerdings weiß ich nicht mehr, ob die Beschäftigung mit religiösen Fragen, der ich mich während einiger Tage damals hingegeben habe, nicht doch mit diesen Gedanken über den freiwilligen Tod zusammenhing. Ein Weniges bleibt von den in früher Jugend gehörten Predigten und frommen Reden ja immer zurück und man weiß, daß die Kirche den Selbstmord als ein Verbrechen ansieht, das vorzüglich vor ihren Richterstuhl gehört.

Möglich aber auch, daß das eintönige Glockengeläut von der nahen Marienkirche endlich doch einmal den Weg zu meinem Bewußtsein fand, als ich die Klänge zum hundertsten Male und in so empfänglicher Verfassung hörte.

Daß ich nun alsbald Hedwig, die im Augenblick für mich allgegenwärtige, einzig nahe Person, auch mit Kirche und Glauben in Verbindung brachte, ist begreiflich. So wunderte ich mich, daß mir's nie beigekommen war, mit ihr von derlei Fragen zu reden und mich zu erkundigen, wie sie's damit hielte.

Warum fiel es mir überhaupt so selten ein, mir meine Umgebung daraufhin anzusehen und mich selber mit eigentlich religiösen Dingen abzugeben?

Sinnlose Überhebung konnte nicht im Spiel sein, des war ich sicher. Erschien mir ja doch nichts verächtlicher denn eine platte Verachtung des Glaubens, als das sicherste Kennzeichen eines gewöhnliches Geistes.

Nur empfand ich selbst jene — wie man doch sagt — weltbewegenden Fragen so gar nicht als zu meiner Welt gehörig. Glocken hörte ich läuten, an Kirchen und Kruzifixen ging ich vorüber und zog den Hut vor Trauerzügen, kannte die Bedeutung von all dem und sann niemals über diese Bedeutung nach.

Alle, mit denen ich umging, standen ihrem Bekenntnis nach in einem Glauben, tief hinein in die Gliederung der Menschengruppen, ja bis ins Gebiet meiner eigenen äußeren Vorlieben und Abneigungen hinein reichte dieses Mächtige, der Glaube, aber ganz allein Formen, Äußerlichkeiten, Zufälligkeiten waren es, die dabei einen Einfluß übten. Der Inhalt, der heißumstrittene Inhalt mit seinen über die Sichtbarkeit hinausreichenden Lehren berührte mich nicht und berührte keinen, der mir nahe stand.

Und dabei war's doch keineswegs, als hielten sich meine Gedanken von den Rätseln fern, für die der Glaube eine Lösung hat. Diesen Rätseln flogen ja meine Gedanken, kaum abgewendet, wieder zu, unablässig, wie im Märchen das Schiff dem Magnetberg.

Aber mehr noch! Je tiefer ich hier bohrte, desto fraglicher erschienen mir die inneren religiösen

Kämpfe und Qualen, von denen Jahrhunderte sich vorerzählt haben. Wo sind die Menschen, die um Gedanken zu leiden vermögen, wo überhaupt sind die Vielen, die, wie es heißt, in der Seele leiden? Handelt sich's da nicht immer um Ausnahmen?

Wer in sich einheitlich genug gezimmert ist, um ein Bekenntnis unzerstückelt aufzunehmen, den wird nachher kein Zweifel quälen. Und tauchten dennoch Zweifel auf, so ließe man sie eben Zweifel sein, anstatt mühsam ein ganzes weites Glaubensgebäude mit der Fackel in der Hand zu durchleuchten und bis in die Winkel auszusuchen.

Glaubenseifer und Glaubensmut lassen sich freilich nicht wohl wegleugnen, aber man hängt an Formen, an Gewohnheiten, Äußerlichkeiten, die man lieb gewinnt bis zum unversöhnlichen Haß gegen jede andere Form. Ja, es mögen auch wohl nur Worte sein, Namen, an deren Klang sich das Ohr so gewöhnt hat, daß es gegen jeden andern allzu empfindlich geworden ist.

Bei Hedwig holte ich das Versäumte alsbald neugierig nach. Trotz einer möglichst geschickten Überleitung war sie erstaunt, lachte erst einmal auf, schwieg eine kurze Weile — es kam mir vor, als berechne sie inwendig Zahlen —, schien endlich zu einer Art von Ergebnis gekommen zu sein und Anstalt zu machen, es mir mitzuteilen.

Da sagte sie plötzlich: Ach, weißt Du, ich finde derlei Fragen geschmacklos und sage Dir womöglich

doch eine Unwahrheit, auch wenn ich wirklich ausspreche, was ich gerade in mir zusammengesucht habe.

Ich merkte wohl, wie in dieser Abweisung eine Bestätigung dessen lag, was mir zuvor durch den Kopf gegangen war.

Ich wandte den Blick nach rückwärts und dachte der Überzeugungen, denen ich in früheren Abschnitten meines Lebens unterworfen gewesen.

In den Knabenjahren hatte mich meine Kühnheit zu den verwegensten Wünschen geführt. Ich suchte, ohne an mir irre zu werden, klare Lösungen für alle Fragen und unterstellte die gehörten bescheidenen Lehren über die letzten Dinge meinen kindlichen Zweifeln, ohne im Grunde von solchen Forschungen sehr bewegt zu werden.

Die naive Theologie, die wir Lateinschüler während der Spaziergänge unserer freien Nachmittage damals pflegten, bildete für uns ein Spiel, nicht viel anders als die vorhergegangenen Spiele mit Steinkugeln oder mit dem Kreisel. Doch betrieben wir Dreizehnjährigen und Vierzehnjährigen derlei erhabene Unterredungen dank dem Schein von Würde, der sich über sie ausbreitete, damals nicht weniger eifrig als nach zwei Jahren eine gewisse andere, weniger erhabene Art von Gesprächen.

Das hauptsächlichste Kennzeichen jener harmlosen Redereien war ein Interesse an Einzelheiten, ein, freilich ganz natürlicher, Mangel an Gründlichkeit im Zweifeln. Wie manches besseres Jenseits haben wir damals eingerichtet!

Das Ende dieses Abschnittes war, wie sich versteht, daß Einer von uns irgendwo ein paar einleuchtende Plattheiten auflas, zum überlegenen Verneiner wurde und uns Andere, die wir nicht wohl rückständig bleiben konnten, mit seiner jungen Weisheit ansteckte.

In den folgenden Jahren beschäftigten wir uns dann auch wohl mit Schriftwerken, die geeignet sein konnten, unsere bequeme und klare Anschauung zu stärken, mit andern nicht, denn als echten Gläubigen genügte uns der unheilige Ruf eines Buches, um davon wegzubleiben.

So gelang es uns denn auch während des letzten Teiles der Schulzeit, uns jede Beunruhigung zu ersparen. Nun liegt es aber wohl in der Natur des jugendlichen Geistes, daß er wie ein Sieb nur Grobes hält, von einem durchgelesenen Buch einige Worte und, wenn es sehr gut geht, einen oder zwei Gedanken, die dann in der einmal bekannten Form ohne Veränderung wiederholt zu werden pflegen. — Und das Wenige war bei uns noch dazu stets von der gleichen Art.

Heute kann ich ruhig sagen, daß dieses oberflächliche Wesen nicht auf besondere persönliche Abmängel zurückzuführen war; ich traf auch später mit einigen jener Schulkameraden zusammen und fand sie ganz und gar nicht oberflächlich.

Vielmehr scheinen mir alle diejenigen sich im Irrtum zu befinden, die im Wachsen und der

Entwickelung von Überzeugungen das Maßgebende für die jugendliche Seele, den Kern ihrer Tätigkeit erblicken wollen. —

Damals freilich ging mir dann die Unergründlichkeit gewisser Rätsel auf, als ich mit später gefundenen Studienfreunden in einer Giebelstube hoch über meinem alten Universitätsnest freudige Nächte durchwachte. Nur hatte diese Unergründlichkeit für uns junge Heißsporne noch nicht ihren ganzen Ernst; sie hatte nichts Beängstigendes. Wir fanden sogar unsere Freude daran, Rätsel über Rätsel, einen ganzen Rätselberg vor uns aufzutürmen. Und wenn wir wieder einmal unser „ignorabimus" aussprachen, war uns beinahe zumute, als hätten wir eine Frage gelöst. Eines haben wir in diesen Stunden sicher gelernt: uns Schranken zu ziehen und — auf solche Weise! — Ehrfurcht zu empfinden.

Die Sitzungen dauerten immer bis an den Morgen, denn wir entdeckten jedesmal unendliche Beziehungen zwischen weit voneinander entlegenen Gedanken. Wenn wir uns dann vom Herrn der Stube verabschiedeten und im Dämmer die knarrende Treppe hinuntertasteten bis zu der wohl schon wieder geöffneten Haustür, fühlten wir uns wieder ein Teil skeptischer geworden.

So sehr wir aber damals alles Namen- und Tatsachenwesen verabscheuten — zwei von uns litten noch lange an dieser Abneigung gegen feste Kenntnisse —, waren wir doch noch zu jung,

um unsern geistig revolutionären Bund ohne einen entsprechenden Titel zu lassen.

In undeutlicher Erinnerung an die bekannte Stelle im Plato hießen wir den Verein „das dunkle Zimmer" und in der Tat leuchtete unsern nächtlichen Sitzungen nur eine in der Ecke aufgehängte bunte Papierlaterne, in der eine Wachskerze angebracht war. So erblickten wir nichts als schattenhafte Umrisse und mochten uns — in später Stunde leicht fiebernd — wohl selbst beinahe für regungslos redende Holzbilder ansehen. Denn ein jeder von uns saß starr da, mit auf der Brust gekreuzten Armen, in einer feierlichen und großartigen Stellung, wie man sie in sehr jungen Jahren zu lieben pflegt. —

Nun war ich in Wirklichkeit in das dunkle Zimmer gebannt.

Mir fielen die folgenden Verse ein, die ich solange laut wiederholte, bis ich mich ihrer sicher wußte:

Zu lange hing dein Blick an nächt'gen Fernen,
Er muß das Nächste wieder fassen lernen.

Du merkst wohl selbst, wie von der Sterne Funkeln
Die jungen Augen mälig schon dir dunkeln:

Du mußt die Welten, die sie schmerzen machten,
Einmal im Dorfteich flimmernd dir betrachten.

Einmal drang Musik und Gesang aus dem benachbarten Zimmer. Die alte Dame, der ich ihrer vollkommenen Ruhe wegen so besonders dankbar war, mochte von einer gefälligen und begabten Nichte oder Enkelin Besuch empfangen haben. Noch nie hatte ich dort spielen hören; ich wußte gar nicht, daß ein Klavier drüben stand.

Ich saß auf dem Bettrand und horchte der weichen, hier noch mehr gedämpften jungen Stimme zu. Es waren altertümliche Lieder, die sie sang, Lieder wahrscheinlich mit einem schwer verständlichen, sprunghaften Text, aber in jene unpersönliche Wehmut der Volksgesänge getaucht, die zur rechten Minute sozusagen philosophisch wirken kann.

Diese Lieder waren schuld, daß ich mich auf meinem Bettrand zuerst in allerlei Vergänglichkeitsgedanken verlor, die sie für mich enthielten, daß ich sodann, des müßigen Nachsinnens mich plötzlich schämend, zur Qual meiner Kopfnerven heftig auf die Füße sprang, mein ganzes dumpfes arbeitsscheues Wesen wieder einmal verwünschte und für die Zeit des Erlöstseins die vortrefflichsten Vorsätze faßte.

Ich will mich, sagte ich zu mir, auf irgendeine Wissenschaft verlegen, die mir gleichgültig ist, noch besser auf eine, die meinen Widerwillen erregt. Völlig einerlei, was ich treibe, nur muß die Arbeit meinen Willen festigen. Wille ist alles; Widerstände aufsuchen, — darum handelt's sich, kurz, ich entdeckte da eine ganze strenge Sittenlehre, die in Wirklichkeit längst gefunden und wohlbekannt war, für mich aber in diesem Augenblicke neu und großartig, während doch Philosophie sonst die einzige Stelle bildete, wo meine Unwissenheit ein Loch hatte.

In einer ruhigeren Stunde fand ich mich dann selbst einigermaßen lächerlich mit meinen aus einem augenblicklichen Kitzel geborenen Systemen. Dennoch aber erblickte ich dann am Ende eines solchen von sich bekämpfenden Stimmungen erfüllten Nachmittags, rückwärts schauend, kein wüstes Durcheinander, auch das Einzelne war verschwunden und nur der Eindruck eines großen Reichtums geblieben.

Jedenfalls sagte ich eines Abends voll Stolz: „Oh Hedwig, von den Gedanken, mit denen mich diese einsamen Stunden förmlich überschütten, könnte ein Tintenmann sein Tag lang leben!"

Hedwig schwieg darauf und ich deutete mir ihr Schweigen aus, mit leisem Mißbehagen.

Hedwig war offenbar kritisch genug, um ein gut Teil meiner sogenannten Gedanken auf eine stark ausgebildete Faulheit zurückzuführen.

„Er weiß nichts", dachte sie wohl, „und er will nichts lernen. Es fehlt ihm das Material für seine Gedankenmaschine."

Im zweiten Monat meines Krankseins plagten mich einige Tage hindurch geradezu entsetzliche Kopfschmerzen. In solchen Stunden erschien mir all das seelische Leiden und Kämpfen, auf das ich mir — als ein junger Mensch — manches zugute tat, als Spielerei und als eine besondere Art von Vergnügungen, eine Ansicht, die in dieser Schroffheit doch vielleicht nicht richtig war.

Wenn das Übel dann allmälig nachließ, pflegte ich mich — anscheinend ein Ergebnis vorhergegangener philosophischer Lektüre — über die Tatsache zu ärgern, daß sein Verschwinden von keinem Gefühl besonderer Freude begleitet war. Die Erlösung mußte ich mir gewaltsam zum Bewußtsein bringen, also war der Schmerz das einzig Wirkliche u. s. w.

Nicht selten aber folgte diesen Leidensstunden auch unmittelbar ein träumereicher Halbschlaf. Ich sah dann in der Regel irgendwelche vergessenen Erlebnisse wieder erstehen, so deutlich bis in die unwichtigsten Einzelheiten, wie sie mir kaum in Wirklichkeit nahegetreten waren.

An derartigen, nur erst halb ausgeschöpften Vorkommnissen war bei mir um so weniger ein Mangel, als sich mein bisheriges Dasein, wie mir

übrigens auch erst damals klar wurde, fast ganz in mir selber abgespielt hatte, ohne daß die Außenwelt dabei zu einer großen Rolle gekommen war. Was ich an Äußerem hätte aufnehmen sollen, war von mir abgelaufen wie Wasser vom Entengefieder.

Und jetzt boten mir diese Träume allerhand Vorkommnisse, die ich nur noch in ihren groben Zügen kannte, und allerhand Augenblicksbilder, um die ich überhaupt niemals gewußt, die unbemerkt auf den Grund meiner Seele hinabgeglitten und dort Jahre hindurch versteckt geblieben waren.

Früher hatte ich übrigens mit diesem Erleben und doch nicht Erleben eine Art von vergnügtem Spiel getrieben, mit den seltsamen Gefühlen, wie sie uns spät am Morgen beim Erwachen sagen: 'Du hast nächtlicherweile eine Menge durchgemacht', während wir uns zunächst auf nichts, rein nichts zu besinnen vermögen. Das ist, als sei man eine kurze Zeit in eine fremde, interessante, aber unserm alltäglichen Verstand unerreichbare Welt entrückt gewesen.

Die Lust an solchen unvermittelten, auch für den eigenen Verstand später unbegreiflichen Abenteuern — im übrigen ein etwas gewaltsamer Sport — verbunden mit einer zeitweiligen Begeisterung für ein gewisses elegantes Weltbummlertum hatten mich damals, im Alter von, glaube ich, dreiundzwanzig, zu einem Streich gebracht, den mir die erwähnten Träume jetzt eindringlicher

zeigten, als ihn mir das Erleben selbst gezeigt hatte.

Mir war damals — das Abenteuer fällt in die Berliner Zeit — eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes zugefallen, beträchtlich jedenfalls für mich, der, dank einer Abneigung gegen alles Kopfrechnen, manchen schönen Tag im Bett verbracht hatte, um so um das Mittagessen herumzukommen.

Einem Onkel, an den ich mich kaum mehr erinnert hatte, war es eingefallen, mich zu bedenken, auch war gerade von den Redaktionen die Bezahlung für ein Vierteljahr Schreibarbeit gekommen. Demnach war es wohl am 2. oder 3. April, daß ich in Berlin den Abendzug nahm, mit dem festen Vorsatz, in Monte Carlo reich zu werden. — Woher mir der Gedanke gekommen war, weiß ich nicht, dagegen noch sehr genau, daß ich mich entschlossen fühlte, nach den ersten Hunderttausend abzubrechen, wie verlockend die Aussicht, Millionär zu werden, immer sein mochte.

Am übernächsten Morgen kam ich in Mentone an, zog mich um, fuhr hinüber und wurde, obwohl ich keine Papiere bei mir hatte, dennoch eingelassen.

Ich setzte, wie ich mir's vorgenommen, am nächsten besten Tisch ein Zehnfrankenstück auf Rot, verlor dreimal, setzte weiter, ohne zu erhöhen und gewann langsam hundert Franken. Dann kam viermal schwarz; ich setzte verwirrt und unbe-

greiflich wagemutig den Rest des Gewinns, also sechzig Franken auf rot; man nahm sie weg; ich setzte vom mitgebrachten Gelde hundertundzwanzig, verlor sie durch die Null, setzte zweihundertvierzig, gewann einmal, spürte eine Art von Zwang, immer höher zu spielen, verlor stetig und hatte zuletzt in meiner Brieftasche nichts mehr als mein Billettheft für die Heimfahrt.

Ich wartete in Mentone den Nachtzug ab und saß am vierten Morgen seit meiner Abreise wieder vor meinem Berliner Schreibtisch, in den ich, mit einem Rest von Klugheit, drei Fünfziger für die nächsten Wochen eingeschlossen hatte.

Von dieser Fahrt an die Riviera wußte ich damals schon und vollends später sehr wenig. Da ich keinem Menschen etwas davon erzählt hatte und auch nachher nichts erzählte, hatte ich keine rechte Veranlassung, mir Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen und schwelgte — so lange mir das Abenteuer überhaupt noch gegenwärtig war — in dem beschriebenen Gefühl, irgendeinen Streich, irgendeinen unbestimmten heiteren Streich mitgemacht zu haben.

Jetzt aber ließen mich die sonderbaren Träume des Halbschlafes die Reise im einzelnen durchkosten; ich durchfuhr einen endlosen Tunnel, wahrscheinlich den Gotthard, von dem ich damals, bei geschlossenen Vorhängen, kaum Notiz genommen haben mochte, ich erblickte die paradiesische Landschaft um Monte Carlo, das Meer und die Palmen

vor dem Spielpalast, und verspürte zum ersten Male den unbeschreiblichen, erregenden Duft von Frauen und Noblesse, der offenbar in den Sälen herrscht.

Natürlich vermißte ich die Bücher sehr. Der Umgang mit ihnen war mir ja eigentlich wichtiger gewesen als der mit Menschen, und war mir jetzt gründlicher versagt als dieser.

Doch bildete sich nun zum Ersatz eine Fähigkeit bei mir aus: es gelang mir, entgegen der gewohnten Zerfahrenheit, aus dem Gelesenen lange Gedankengänge wieder aufzubauen, sogar ziemliche Strecken wortgetreu zu wiederholen, Stellen zumeist, die mir einen besonderen Eindruck gemacht hatten.

Ein stark und geradhin ausgesprochenes Wort, die gedrängte Fassung eines mir vertrauten Gedankens, sogar gewisse rührende Lautverbindungen konnten mich ja damals, zur richtigen Stunde aufgenommen, in einen Rausch des Entzückens versetzen; kein Wunder, daß in meinem Gedächtnis deutliche und fortlaufende Spuren übrigblieben. Und tauchten diese Stellen nicht gerade in mißmutigen Augenblicken auf, so taten sie jetzt die alte Wirkung.

Nur verbot mir mein Zustand doch zum großen Teil die hastigen begeisterten Bewegungen, die atemlosen Wanderungen durch Zimmer und Korridore. Auch war ich wohl ein wenig stiller

geworden. So brachten mich denn diese geist-reichen Bemerkungen und innigen Strophen zu einer mehr sinnenden als lauten Begeisterung und ich verweilte, wie schon so oft, bei dem Gedanken, daß noch sehr viele solcher herrlichen Aussprüche und Dichtungen der Hand harrten, die sie nieder-schreiben sollte. —

„Hast du schon einmal an die ungedachten Gedanken gedacht, Hedwig?" fragte ich deshalb eines Abends, nachdem ich den ganzen trüben Nachmittag über solchen wohlig faulen Grübe-leien hingebracht hatte.

„Das sind gequälte Scherze", meinte sie, „dir fehlt der Humor, mein Freund."

„Leider wahr", gab ich zu, „aber es war kein Scherz."

Ich glaubte —, im Dämmer zu sehen, wie Hedwigs Gesicht einen unzufriedenen Ausdruck annahm. Dennoch sagte sie: „Erklär' mir's!"

Aber in einem Tone! Man kommt solch einem Kranken ja gern entgegen, aber hat man's deshalb nötig, sich immerfort langweilen zu lassen?

Hedwig hielt sich trotz ihrer reizvollen Träu-mereien doch mehr an das sie umgebende Leben, von dessen Getriebe sie auch entschieden mehr verstand als ich.

Ich kam mir nun selbst als ein rechter Schul-meister vor mit meiner hochtrabenden Frage und machte die Geschichte kurz mit Lachen ab, wobei ich keinerlei Widerstand begegnete. Wir unter-

hielten uns über Greifbareres und Hedwig ging versöhnt fort, nicht ohne eine gelinde Enttäuschung in mir zurückzulassen.

Der einsamen Nachmittage waren noch viele und die ungeborenen Gedanken fuhren fort, eine Rolle in ihnen zu spielen. Diese Vorstellung behielt für mich etwas Großartiges und Erschütterndes.

All das, was große und geringere Menschen in ferner und fernster Zeit fühlen werden und denken werden — all das wird nicht erst sein; es ist. Mit dem heutigen Zustand der Dinge sind alle künftigen Zustände gegeben, alle zukünftigen Seelen, alle Vorgänge in diesen Seelen.

Zur bestimmten Stunde, am bestimmten Orte, so überlegte ich — indem mir wieder einmal des Lebens Abglanz wichtiger war als das Leben selbst —, muß im bestimmten Menschen der erste Plan zu dem großen Drama auftauchen, von dem die Literaten träumen, zur bestimmten Stunde muß er die Lösung der geschaffenen Verwicklungen, zur bestimmten Minute muß er für seine Gespräche die knappen und schlagenden Ausdrücke finden.

Die schönen, rührenden Lieder, die erhabenen Bildwerke von einst sind heute so gut vorhanden wie zu unserer Kindeskinder Zeit, denn sie müssen entstehen.

Aber mehr: jedes Wort, das einer unserer Enkel spricht, jeder Schritt, den er am Wege tut, jede seiner „guten Taten" und jedes der Vergehen,

die er verbirgt — das alles ist heute so wirklich, wie es einst wirklich sein wird.

Das soll einer durchdenken, ausdenken! Ist's keine Aufgabe, solchen Überlegungen nachzugehen, keine Freude, sich solche Fragen wieder und wieder von neuen Seiten her klar zu machen?

Als ich bei guter Gelegenheit einem Freunde hiervon sprach, nahmen seine lieben Züge während meiner Worte einen überlegenen Ausdruck an, er schien mit Ungeduld und zuletzt mit geringer Aufmerksamkeit das Ende meiner Darlegung abzuwarten und dann tauchten in seiner Entgegnung genau an den Stellen, an denen ich's erwartete, gewisse Philosophennamen und philosophische Formeln auf.

Ach, ich glaube, damit ist gar nichts getan. Es genügt nicht, einmal, bei der Lektüre, diese Fragen überlegt zu haben, sodann ein Schiebfach zu öffnen und sichere Ergebnisse hineinzulegen. Den rechten philosophischen Genuß hat wohl nur, wer immer wieder von Grund aus aufbaut und dabei mehr fühlt, als entwickelt.

Dem Einwand, daß er dann eher einer schöngeistigen Freude als der sachlichen Wahrheit nachstrebe, kann er ja mit einem: „wäre das so falsch?" entgegentreten. —

Jene Formeln werden mit der Zeit wie die Mosaiksteinchen, die ein Kind spielerisch aneinanderschiebt. Die Worte mögen anfangs immerhin ihren guten Sinn gehabt haben.

Ich kenne einen — übrigens ausnehmend gesunden — frommen Professor, der Krankheit und Siechtum nicht genug zu rühmen weiß als das einzige Mittel, sich auf sich selber zu besinnen. Abgesehen aber, daß nicht jeder zu einer solchen zusammenhängenden großen Abrechnung Lust und Geisteskraft genug besitzt, vergißt der Professor auch die Schmerzen und die Sorgen des Kranken.

Ich selber freilich fühlte mich im allgemeinen körperlich ganz leidlich, befand mich auch sonst nicht in schwereren Nöten, als sie nachgerade selbstverständlich für mich waren. Doch brachte ich's nie zu jener umfassenden Abrechnung, obgleich sich die Bilder aus meiner Vergangenheit in mir drängten. Einmal ein paar aus der Knabenzeit, ein Hühnerstall, Leiterwagenfahrten, unser schwarzer, zottiger Hund, peinliche Schulszenen, dann, aus den Studentenjahren, die krummen Gassen einer alten Stadt, Pfingstwanderbilder aus dem Schwarzwald, eine unter Berliner Nachtkäuzen verbrachte sonderbare Nacht mit viel großen Worten und andächtig geschlürftem, widerlichem Absinth, Wochen übersteigerten, prahlerisch betriebenen Arbeitens, Mädchengesichter und Mädchennamen, Pläne, Pläne, Pläne,

endlich der Entschluß, nichts mehr zu erstreben und nicht mehr zu verzichten, mich einfach treiben zu lassen.

An diesem Punkte hätte nach dem Professor die strenge Beurteilung der eigenen Person wohl einsetzen müssen, denn jenem Vorsatz war ich jahrelang in jeder Weise treu geblieben. Man weiß jedoch, wie solche Versuche zur Selbstprüfung enden: mit der schwächenden Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Ich hatte das Paradies derer verloren, die wissen, was sie wollen; ich glaubte mich vielmehr durch meine innere Art für immer davon ausgeschlossen. —

Und schließlich, sagte ich mir, als meine Gedanken zufällig doch einmal diese Richtung genommen hatten, was tu' ich mit den Leuten, die wissen, was sie wollen. Das läuft ja so oft auf ganz gemeinen Selbstbetrug hinaus. Da reden sie vom Ernst des Lebens und vom Ernst der Arbeit und erklären Genuß und Freude und Kunst und was noch alles für ein Nichts, für einen leeren Klingklang, für Allotria, für unwürdig.

Erwerben! Das große und schreckliche Wort schließt alles für sie ein, wovon sich reden, woran sich denken läßt, selbst dann noch, wenn längst keine Not mehr drängt, sondern behaglicher Überfluß vorhanden ist.

Nicht als ob das auf den Vorwurf der Selbstsucht oder sonst so etwas Lächerliches hinaussollte. Ach, diese Menschen, die sich's nicht erlauben,

ihren Jahren einen Sinn zu geben, sind ja eben so gar nicht selbstsüchtig.

Dasselbe Glück für alle zu predigen mag freilich ein gefährlicher Irrtum sein, doch kenne ich mehr als Einen, dem es zum Glück des Genießenden weder am Verstehen, noch an der Leichtigkeit mangelt; nur spukt in seinem Kopfe ein Gespenst von Berufswürde und Manneshärte.

Wo steckt aber die Würde im Tun dieser ehrbaren, aneinandergereihten Geschlechter, die sich ausschließlich dem Erwerben weihen?

Tag für Tag vernehmen wir freilich ihre immer gleichen, so bedeutend vorgebrachten Berufsgespräche, ohne etwas dabei zu finden, teils weil wir uns gewöhnt haben, in dergleichen weisen Reden etwas Unvermeidliches zu sehen, teils weil wir selbst nicht immer unsere guten Stunden haben.

Einmal aber trifft es sich doch, daß wir im rechten Augenblick zu Zeugen einer solchen Unterredung werden. Persönliches Mitleid oder gar persönliche Verachtung sind Dinge, mit denen man sich in solchen „guten Stunden" nicht leicht abgibt, weit eher kommt ein starker, beinahe schmerzhafter Haß zur Erscheinung gegen eine gewaltige, träge Masse, die sich aller Leichtfüßigkeit und Schönheit, aber auch jedem kühnen Vordringen des Denkens entgegenstemmt.

War jedoch unser augenblicklicher Zustand ein besonders glücklicher, so führen jene so genüg-

samen Reden unsern Geist zu sanfter Trauer an den Strom des allgemeinen Geschehens, dessen Wellen gleichmäßig, endlos und zwecklos vorbei-fließen.

Ich hörte Hedwig und die Wirtschafterin mit flüsternder Stimme draußen verhandeln und empfand dies Flüstern als eine Art von Gemütsroheit.

Nun wurde ich auch noch von den andern Zugängen zur Außenwelt abgeschnitten! Aber es war nicht nur das; zwei Frauen miteinander flüstern hören zu müssen, bedeutet für den Mann etwas wie eine Demütigung.

Noch weiß ich, wie mich's als Knaben rasend machen konnte, wenn ich während meiner häufigen Krankheiten durch die halboffene Tür Mutter und Pflegerin im Nebenzimmer miteinander tuscheln hörte.

Sprach mein Vater etwa leise mit dem Arzte, so blieb ich zwar nicht völlig ruhig, wurde aber doch nicht bis zu demselben Grade in ohnmächtige Wut versetzt. Vielleicht erfüllte mich schon damals, den zwei wohlmeinenden Frauen gegenüber, die unbehagliche Vorstellung von einer hinterlistigen Überlegenheit, die den Mann sich unwillkürlich als das gröber zusammengesetzte Wesen, als den „dupe" fühlen läßt.

Das erstaunlich Peinliche solcher Gefühle wird nur der leugnen dürfen, der es — innerlich! — als eine in Wahrheit heitere Szene im Gedächtnis

bewahrt, wie ihn als jungen Menschen die versammelte Tanzstunde zu Boden fallen sah, und der auch fernerhin gegen ein spöttisches Mädchenkichern, das er auf sich zu beziehen hat, ganz und gar unempfindlich bleibt. — Solche Vorkommnisse gleichen in ihrer Häufigkeit einer endlosen Reihe von unbewußten kleinen Rachetaten, von Nadelstichen in eine umklammernde Faust. —

Das war nun ein hauptsächliches Übel dieser lichtlosen Gefangenschaft! Wie mir die Gegenstände in der Stube größer vorkamen, seitdem ich sie zu betasten hatte, mein Bett wie ein Berg und der Tisch wie eine Hochebene, so erhielten auch untergeordnete Zwischenfälle Bedeutung und erzwangen sich Folgerungen.

Als Hedwig wieder im Zimmer erschien, suchte ich sie, nahm sie, wie um ihr meine Gedanken abzubitten, in die Arme und küßte sie recht herzlich. Sie ließ das voller Vergnügen mit sich geschehen, denn ihr Kranker war nicht stets zu solchen Tollheiten aufgelegt.

„Endlich wieder ein bißchen Feuer", rief sie lachend und die Liebkosungen erwidernd, „ein gutes Zeichen! Das gehört auch einfach zu dir!" —

„Schmeichelhaft!"

„Keineswegs", gab sie zur Antwort, „aber gar nicht! Hör zu! Von dir, mein Guter, muß man immer irgendwas verlangen, Glut, Geist oder sonst eine besondere Eigenschaft und mit Recht. Du bist selber schuld; andere Leute

beschäftigen sich mit honetten Arbeiten und erwirken sich so das Recht, normal und sogar langweilig zu sein . . ."

„Ich hingegen — erlaube! — als Bummler, Genießer und Charakterkopf, nicht mehr Student, nicht Beamter, nicht Kaufmann und überhaupt nichts, bin verpflichtet, meinem Mädel etwas Apartes zu bieten. Ich kann ja nicht einmal für ein solides Verhältnis gelten. Ach! — Hab' ich's verstanden?"

„Jawohl", sagte sie mit vollkommener Ruhe, „im wesentlichen stimmt's. Nur daß ich dich gar nicht anders möchte. Oder habe ich dich jemals über dein unklares Leben ausgefragt?"

Ich schüttelte den Kopf, erinnerte mich an die Finsternis und sagte laut: „Nein".

„Oder mich beklagt?"

„Nein, worüber auch?"

„Na!" — Das klang lachend empört.

Dann sprachen wir wieder einmal über uns Beide und wie so oft verlor sich Hedwig zuletzt in melancholische Betrachtungen. Diese Betrachtungen waren mir heute peinlicher als sonst, da sinnloserweise von dem Geflüster her noch eine Art von Gereiztheit in mir zurückgeblieben war, deren ich mich nun doppelt schämte und die ich doch nicht loswerden konnte.

Was sollte ich im übrigen einwenden, wenn sich Hedwig mit düstern Schilderungen ihres zukünftigen Daseins das Herz schwer machte?

Diese Schilderungen Hedwigs, in denen ich mich vergebens bemühte sie zu unterbrechen, trugen meist dasselbe Gepräge; es schien sich fast um zwangsweise wiederkehrende Vorstellungen zu handeln.

Sie sagte etwa: „Denke dir, Lieber, das Leben einer alten Jungfer, wie ich einmal eine sein werde. Ich arbeite den ganzen Tag und arbeite immerfort, denn zu denken habe ich nichts Gutes und habe nichts, worauf ich mich freuen könnte. Meine einzigen schönen Augenblicke werden die wohlig matten Augenblicke sein, die dem abendlichen Einschlafen vorhergehen.

„Am meisten graut mir vor den Feiertagen. Ich sehe mich schon immer mit zwei oder drei ähnlichen alten Frauen in einer kleinen muffigen Stube beisammensitzen; ich sehe, wie die Herrin dieser Stube die Zeitung vom vorigen Tag herausnimmt und wie wir uns über die letzte Seite hermachen, auf der die Traueranzeigen zu finden sind. Man will doch sehen, ob kein «Bekanntes» gestorben ist. Wenn ich an so ein Feiertagsvergnügen denke, spüre ich förmlich einen faden Totengeruch, der aus unsern schwarzen, steifen Frauenröcken aufsteigt.

„Sieh, Lieber, ich werde ein Mensch ohne eine eigentliche Zukunft sein, denn ob ich dann an diesem Sonntag mit den andern Frauen zusammensitze oder an einem Sonntag in fünf Jahren, daran liegt nichts. Kannst du dir schrecklichere Bilder eines inhaltlosen Lebens vorstellen? Ich glaube, das alles ist bei mir eine Erinnerung an die schreckliche, alte Näherin, die ich zu Haus bei der Mutter oft sah und nun gespenstisch verdreifacht sehe. Aber es wird gewiß dahin kommen; ich bin dann eben auch selbst anders als jetzt. Oh Schatz, lieber" — und heute faßte sie nach meiner Hand — „du hast ein törichtes Mädel. Aber sieh, daß es so etwas gibt — —

„Du verstehst schon", sagte sie dann nach einer Weile in einem trockenen, gleichsam erklärenden Ton, „daß es so etwas für mich gibt."

Sie machte eine Pause und ich meinerseits schwieg ebenfalls, weil mir das Rechte nicht einfallen wollte.

„Eigentlich hat's ja keinen Zweck, solche Dinge immer wieder auszusprechen. Ich tu' das wohl in der geheimen törichten Hoffnung, es könnte dir oder mir doch etwas einfallen, was mir Mut macht. Aber nein, älter werde ich eben und nichts in der Welt wird mich vor der Einsicht schützen, daß diese Jahre jetzt, so zwischen zwanzig und sechsundzwanzig, meine besten und schönsten sind.

Denn später mit dem vorlieb nehmen, was ein Mädel wie ich dann noch bekommt — nun

du weißt, wie ich darüber denke. Ich muß mich recht festklammern und festsaugen an jede Minute, in der ihr Andern mich noch mögt. — Ihr muß ich sagen, nicht — du."

„Liebes Kind", sagte ich verlegen und strich über ihr Haar, so daß sie anfing zu weinen, laut zu weinen, als wäre sie allein im Zimmer.

Während ich ihr zusprach, mischte sich in die sich widerstreitenden Empfindungen meines Herzens etwas wie Bewunderung.

So viel wir immer weinen sehen, die Tränen gelten beinahe stets einem einzelnen Schmerz und etwas im Augenblick Gegenwärtigem. Wer vermag um eine trübe Zukunft zu weinen, wer weint, wie es so schön heißt, um sein verfehltes Leben? Wer fühlt so stark, so zusammenfassend?

Hier trat etwas Derartiges in Erscheinung. Ich hatte ein leises Mißtrauen den häufig wiederkehrenden Klagen Hedwigs gegenüber bisher nicht verloren; aber diese hervorstürzenden Tränen löschten jeden Zweifel aus und überzeugten mich mit ihrer Gewalt, daß der Kummer dieses Mädchens sogar über ihr eigenes Geschick hinausreichen müsse.

Und trotzdem vermochte ich, als ein rechter empfindlicher Schwächling, über Hedwigs im Flüstertone geführtes Gespräch mit der Wirtschafterin mich noch immer nicht hinwegzusetzen.

Jawohl, die Sonne vermißte ich gar sehr, ihre unmittelbare lebendige Wärme und die Klarheit und Festigkeit, die ihr Schein unserer Umgebung verleiht. Unserer Umgebung und so uns selbst.

Daran lag's! Viel weniger sehnte ich mich im Grunde nach dem Anblick der Natur. Ich entbehrte, scheint mir, das Stadttheater mehr als sie, wenn das auch auffallend klingen mag. Die aufnahmefähige Menschheit verdankt ja, nach ihren eigenen, unaufhörlich wiederholten Aussagen dem Anblick der sie umgebenden Schöpfung den überwiegenden Teil ihrer Genüsse. Ob jedoch die Überlieferung nicht auch hier eine Rolle spielt? Ist es nicht, als bestehe eine Art stillschweigenden Übereinkommens, gewisse Landschaften und gewisse natürliche Zustände, wie Sonnenaufgang, Abendröte und so manches nur mit Mienen der Überraschung und Erschütterung zu betrachten, ohne daß dabei gerade mit Bewußtsein nachgeahmt würde, aber auch ohne einen innersten Antrieb.

Jedenfalls liegt darum kein Anlaß vor, sittenrichterlich von Heuchelei zu reden. Sich in eine Stimmung hineinsteigern, ist wahrscheinlich eben-

sogut als diese Stimmung aus sich selbst erzeugen. Die inneren Ergebnisse können sich sicherlich zum Verwechseln ähnlich sehen. Mitunter muß ja jeder zu jenen künstlich erzeugten Stimmungen seine Zuflucht nehmen, mitunter ist selbst diese Mühe vergeblich; man hat seine schlechten Tage und kann sicherlich recht wohl vor den Pyramiden, an der Bucht von Neapel oder unter den Felsenbogen der Via Mala stehen, ohne das mindeste zu empfinden. Und wer hat noch nie eine Galerie mit Mißbehagen verlassen, weil er angesichts der erhabensten, mit großen Hoffnungen erwarteten Meisterwerke keine noch so schwache Regung in sich verspürte? Da hilft dann freilich die Erinnerung nach und läßt die einstige geringe Begeisterung über das Geschaute im Maße der zeitlichen Entfernung zunehmen.

Das Pathos konnte ich um die Welt nie vertragen und pathetisches Gebaren und Reden kam für mich stets einer persönlichen Kränkung beinahe gleich; bei den Versuchen aber, diese nun einmal vorhandene Empfindlichkeit auch mit Gründen zu belegen, fand ich das Folgende.

Zunächst ist jedem Pathos gegenüber ein Mißtrauen am Platze, denn unter der lauten und derben Form läßt sich die Unechtheit eines gezeigten Gefühls am leichtesten verbergen. Wo keine Unwahrheit zu vermuten ist, mögen wir an eine niedrige Einschätzung unseres Geschmacks denken. Zum mindesten aber schiebt der Andere seine eigene Person aufdringlich in den Vordergrund, was auf alle Eiteln unter uns unerträglich und auf alle, die fähig sind, sich für den pathetisch vorgebrachten Gedanken sachlich zu begeistern, störend wirkt. —

Einmal gab sich Hedwig einen kurzen Augenblick lang pathetisch, ein Eindruck, der in seiner Flüchtigkeit doch nicht allzu lange hätte haften sollen.

Sie sprach gerade über Persönliches, klagte über Meinungsunterschiede zwischen ihr und einem der Geschäftsführer und dergleichen. Dabei ge-

schah es nun, daß sie im ganz verkehrten Moment einen unnötigen Satz aussprach, wahrscheinlich mit starren Augen und vorgestreckten Armen. Die Worte selbst sind mir nicht mehr recht gegenwärtig — 'lieber tot als ehrlos' oder ähnlich —, um so mehr der Ton, in dem sie vorgebracht wurden.

Hedwig konnte bei diesen ihren übertriebenen Worten keinerlei Veränderung an mir wahrgenommen haben; trotzdem unterbrach sie sich fast auf der Stelle selbst: „Was hast du, warum sagst du nichts?"

Und als sie aus meiner Ecke noch immer nichts hörte, fuhr sie etwas gereizt fort: „Auch gut, laß nur; meine Passionsgeschichte interessiert dich wohl nicht". Sie mochte den Mißton in dem, was sie gesagt, selbst herausgehört haben: übrigens weiß ja jeder, besonders aber wer öffentlich gesprochen hat, wie verschieden geschwiegen werden kann.

Wieder nannte ich es schwächlich von mir, einen solchen Eindruck nicht loswerden zu können, ich nannte es schon Schwäche, solchen Kleinigkeiten überhaupt einen, auch nur augenblicklichen Einfluß zuzugestehen. Ich erinnerte mich, wie nach einem gedankenvollen Sittenlehrer unserer Zeit diese Unfähigkeit, sich gegen Reize zu verschließen, gleichbedeutend war mit dem Ursprung alles Übels, mit dem Ursprung von Verfall, Laster, Verbrechen.

Dann wieder sagte ich zu mir: ich habe mir vorgenommen, weder auf diesen Prediger noch auf irgendeinen andern mehr zu hören. Es mag leicht sein, zu predigen; aber irgendwelche Forderungen zu begründen und Einen, der nicht von selber kommt, von der Notwendigkeit des Gutseins zu überzeugen und heranzuziehen — das vermögen sie alle nicht. Eine klare und kindliche Frage trifft jede Sittenlehre an der Wurzel: Warum soll ich nicht, wie ich nun einmal mag?

Und so führte mich nun eine, wie ich doch selbst glaubte, geringfügige Angelegenheit wiederum durch verschlungene Gedankengänge, eine beginnende Entfremdung zwischen mir und einem „Mädel", wie man sie sich sonst als junger Mensch nicht gerade sehr zu Herzen nimmt.

Ich machte mir anschliessend daran auch klar, wie sich alles um mich her für mich verzerrte, wie ich mit den Wochen mehr und mehr von meinen alten Maßstäben abkam.

Wenn ich mich jedoch über das Ungewöhnliche dieser meiner Betrachtungsweise auch nicht täuschte, so blieb sie darum nicht weniger wirklich. Es war in der Tat, als lebten in mir zwei — wie soll ich sagen? —, zwei sich beaufsichtigende, eifersüchtige Seelen, die mit jedem meiner Gedanken spielten wie Kinder mit ihrem Fangball. Und auch über diesen ewigen inneren Gegensatz selbst hinwieder lehrten mich meine langen Tage und meine einsamen Nächte nachsinnen, so daß

ich damals für all diese verwickelten Vorgänge die Formel zweier sich gegenüberstehender Spiegel fand, die sich ihr eigenes Bild ins Unendliche vervielfältigt zurückwerfen.

„Ach“, dachte ich, „wenn ich nur erst die Sonne wieder sähe!“

Noch vierzehn Tage, dann sollte die Quälerei ein Ende haben! Dann sollte ich meine Sonne wieder sehen, die Sonne und Farben!

Wie ich die entbehrt hatte! Gab es ohne Sonne keine Klarheit, auch keine Gedankenklarheit, so besaßen die Dinge ohne Farben nur ihre nüchternste Tatsächlichkeit. Man mag sich schließlich durchs Tasten die Form der umgebenden Gegenstände noch so gut einprägen: sie bleiben uns dennoch innerlich gleichgültig, fremd, sie regen die Einbildungskraft nicht an; ihr Eigenstes, sie Unterscheidendes fehlt.

Zum Ersatz schufen sich meine Nerven, sobald ich die Augen schloß, nicht selten farbenprächtige Bilder. Ich sah eine ziemliche Zeit hindurch, wenn ich die Lider senkte, förmliche Theaterauftritte mit Kulissen, grellem Licht und buntangezogenen Personen. Ich selber spielte die Rolle des einsamen Zuschauers im Parkett, die Streifen und Punkte, die so oft vor meinen erkrankten Augen tanzten und flirrten, brachten offenbar das Bild der hellen Bühne hervor.

Übrigens war es mir möglich, durch eine leichte Willensanstrengung aus dem unbestimmten szenischen Vorgang einen ganz bestimmten zu ent-

wickeln. Ich hörte dann etwa im Fechtauftritt aus dem Hamlet die Fleurets deutlich klirren, sah deutlich die hoch über den Häuptern erhobenen linken Hände, Hamlets bis unters Kinn geschlossenen schwarzen Anzug und sein grell weisses Gesicht, seinen Gegner, der sonderbarerweise stets schreiend rot gekleidet erschien und die buntscheckigen Gewänder der Umstehenden. —

Wie hatte es mich anfangs nach Hedwigs goldfarbenem Haare verlangt! Wie einen Rasenden! Oft wenn sie neben mir saß, streichelten meine Finger die weichen Strähnen so sehnsüchtig, als könnte ihr Tasten durch ein Wunder zu einem Sehen werden. Eines Tages kam mir's zum Bewußtsein, daß diese Sehnsucht spurlos vergangen war, die körperliche Sehnsucht zugleich mit der großen seelischen Zärtlichkeit.

Ich machte mir wieder klar, wie es nur einer schwachen Natur möglich sein könne, auch schon eine freundliche Besorgtheit, wie sie Hedwig für mich zeigte, gleichgültig hinzunehmen und vollends, von einer heftigen Neigung, wie die meine doch gewesen, so rasch zurückzukommen. Ich mußte sogar, trotz meines Hasses gegen alles Moralisieren, diese schwache Natur einfach niedrig heißen. Niedrige Naturen sind aber freilich nicht bloß keiner großen Liebe, sie sind nicht einmal einer ehrlichen, innerlich anständigen Liebschaft fähig.

Immerhin glaube ich ernstlich — wenn schon nicht stets mit gutem Erfolg — bemüht gewesen

zu sein, den Ton des verzogenen Kindes, auf dem ich mich Hedwig gegenüber nicht selten ertappt hatte, durch den würdigeren der Achtung und Dankbarkeit zu ersetzen. Wobei sich natürlich sogleich Zweifel in mir regten, ob diese Bemühungen nicht einfach aus dem Bestreben hervorgingen, das Mädchen und seine Hülfe für den Rest dieser leidigen Haft an mich zu fesseln.

Derart war ich genötigt, mich und mein Tun immerfort zu beobachten und abzuurteilen. Zu einem vernünftigen, fruchtbaren Denken brachte ich's längst nicht mehr, ich brachte es nur noch bis zu Spitzfindigkeiten und im besten Falle zu einem verworrenen Schwärmertum. —

In 14 Tagen also! Der Doktor wußte das erstaunlich genau vorherzusagen. —

Ich bin neugierig, wie es dann mit Hedwig gehen wird, dachte ich mir. Diese Geschichte hatte durch die Umstände eine ungewöhnliche Bedeutsamkeit und damit gewissermaßen das Anrecht auf „große Linien", auf eine dramatische Entwickelung erworben. Ob Hedwig hernach wohl noch irgend etwas an mir finden konnte? Ganz abgesehen von meinem Benehmen gegen sie und in vollem Ernst: war es möglich, einen Mann zu lieben, den man drei Monate lang von wachsweichen Eiern, Milch und gutdurchgekochtem Fleisch und fast so hülflos wie ein Kind hat leben sehen?

Gut, daß diese widerwärtigen Einschränkungen nun bald ein Ende haben sollten. Ich verstand

ihren Sinn anfangs nicht, aber später schien mir gerade an diesen Maßregeln des Arztes doch etwas zu sein. Es handelte sich offenbar darum, den Kopfnerven und den Augennerven Blut zuzuführen, sie zu ernähren und so zu einer geordneten Tätigkeit zu bringen. Dazu scheinen wohlbekömmliche Speisen notwendig zu sein; man spricht ja von der Blutleere des Gehirns nach allzu reichlichen und schweren Mahlzeiten.

Trotz meiner Bemühungen, mich von den gefährlichen unangenehmen Eindrücken zu befreien, die mir von Kleinigkeiten in Hedwigs Betragen geblieben waren, gelang mir's nicht, die alte gute innere Stellung zu ihr wieder zu gewinnen. Und dabei erschien mir immer das, was die Leute „Ästhetentum" heißen, als das Widerlichste von der Welt. Ein Mann!

Meine Antworten auf alles, was Hedwig sagte, waren, ohne daß ich's eigentlich gewollt hätte, scharf abgepaßt, spitzig, verwundend; ich brachte keine Wärme mehr für sie auf.

Jedenfalls gestand ich mir ein, daß sich nicht leicht eine kläglichere Liebestragödie denken ließ als diese. Denn so etwas wie eine Tragödie würde die gewöhnliche Geschichte am Ende doch abgeben, nur daß ich keine Heldenrolle inne hätte.

Dann aber wurde Hedwigs Wesen bei ihren Besuchen so seltsam, war dies insbesondere als sie am Mittag des viertletzten Tages zu mir kam, daß es mich nicht wunder nahm, wie sie am Abend kaum Zeit zur Begrüßung fand, und, gleichsam um einen schon gefaßten Entschluß nicht wieder wankend werden zu lassen, sogleich stehend zu einer Art von Abrechnung Atem schöpfte.

Sie sprach in kurzen Sätzen, ohne daß ein Satz genau an den andern paßte, der innere Zusammenhalt ihrer Bemerkungen aber war so fest, daß ich mir nur eine von ihnen ins Gedächtnis zu rufen brauche, um wieder alle zu haben.

„Du bist jetzt bald gesund und wieder deiner mächtig. Bisher war deine schlechte Laune mir gegenüber noch nicht überstark und auch die übrigen paar Tage wäre es wohl noch gegangen.

„Du könntest dann mit einem doppelten Recht einen Strich unter diese Monate machen; ich habe es natürlich bemerkt, wie unsere Beziehungen durch deine Einsiedelei für dich mehr Bedeutung bekommen haben, als eine Liebschaft sonst für euch hat. Du siehst, ich habe von dir profitiert, und werde Psychologin.

„Übrigens will ich keine Späße riskieren, sonst meinst du, das sei eine Maske für meinen Schmerz und bemitleidest mich — —"

Unterdessen hatte ich Hedwig wiederholt zu unterbrechen versucht, sie hatte mit erhobener Stimme weiter gesprochen, antwortete auch jetzt, als sie Atem holte, nur mit einem lauten: bitte! und sprach weiter.

„Wenn ich dich reden lasse, wirst du mich fragen, wie ich nur auf solche Gedanken kommen könne, wirst aus Anstand verwundert tun, wirst mich mit Nachdruck an all die Dankbarkeit erinnern, die ich von dir zu erwarten habe, wirst dich

in meinem Namen entrüsten und in der Tat dich auch innerlich beschimpfen, weil du dein Benehmen gegen mich nicht recht in der Hand gehabt hast.

„Aber sei ruhig, da war nichts auszusetzen. Ich habe für 'solche Dinge nur eben eine besonders feine Nase. Das Einzige war, daß du dich manchmal etwas gewaltsam ritterlich gabst; man konnte die gute Absicht merken.

„Gleichviel: du hast von mir genug; das ist die Tatsache. Die Gründe errate ich nicht recht. Von großen inneren Gegensätzen hörst du ja nicht einmal gern reden, also werden's wohl Kleinigkeiten sein: die berühmten unsichtbaren Brücken von Herz zu Herz, die so leicht einstürzen. Ein paar Mal habe ich auch wohl so etwas bei dir beobachtet; aber es lohnt sich wirklich nicht, davon zu sprechen.

„Daß ich heute gehe und nicht erst, wenn du heraus kannst, ist etwas heimtückisch von mir; es spricht die angenehme Vorstellung mit, daß du mich wenigstens drei Tage lang ein bischen entbehrst. Ein bischen! denn bei der frohen Aussicht auf Befreiung wird der Mangel schon nicht mehr so fühlbar sein.

„Im übrigen habe ich mich auch von der Firma auf die Berliner Zentrale umschreiben lassen und da ist es angebracht, wenn auch nicht gerade notwendig, daß ich heute reise.

„Was ich dir sonst noch sagen könnte, wirst du schon scharfsinnig zusammenraten."

„Hedwig", sagte ich und war im Begriff, mich aus meiner Ecke wegzubewegen.

„Abschied wollen wir lieber keinen nehmen; es gåbe wahrscheinlich Trånen, schon der Überlieferung zulieb, wie du in solchen Fållen sagst. Also ...."

Dieser ein klein wenig affektierten, im tiefen Kern aber so anståndigen, ja ehrwůrdigen Rede hatte ich zugehőrt, ohne gleich alles zu fassen und hőrte jetzt, wie sich die Tůre leise schloß.

Nicht einmal die Hand hatten wir uns gegeben. Ich ging rasch gegen die Tůr hin, blieb aber auf halbem Wege stehen.

„Gib dich zufrieden! Deine Seele ist wie ein Torweg. Träume ziehen hindurch, Bilder und Leidenschaften, die du nicht zum Bleiben zu zwingen vermagst. Übers Jahr wirst du von all dem nicht viel mehr wissen. Oft genug hast du dir's verboten, nach Schuld und Unschuld zu fragen und willst es heute tun, weil dich dieses Kranksein dir selber entfremdet hat."

So ungefähr, mit ein paar rasch zusammengeholten Sätzen beruhigte ich mich, um gleich zu einer sachlichen Betrachtung des merkwürdigen Erlebnisses zu kommen, nach der es mich sehr verlangte. Ich wiederholte in Gedanken die ganze Entwicklung unseres Verkehrs und fühlte mich nicht nur während des Nachdenkens, sondern erst recht, als mir alles klar erschien, wirklich auch frei und nicht unglücklich.

Hedwigs Ausbleiben freilich, die Öde des ersten der drei letzten Abende beendete diesen Zustand unnatürlicher Kälte, der nun für den Rest der Einzelhaft einer peinlichen inneren Verfassung Platz machte.

Endlich kam dann der große Tag. Der sonderbare Doktor hatte mir — des Grundsatzes wegen, wie ich glaube — gleich für den ersten

Morgen das Ausgehen erlaubt, ja empfohlen, als fände die Gefahr von einer Stunde zur andern ihr Ende. Und doch hatte erst während der beiden letzten Tage ein schwaches Dämmerlicht auf die vollständige Finsternis folgen dürfen.

Mir gefiel dieser einheitliche und dramatische Schluß und ich ging sogleich nach dem Frühstück die Treppe hinunter, um aus dem verhängten Zimmer unmittelbar in die strahlende Sonne zu gelangen. Unter der Haustür traf ich mit dem Briefträger zusammen, aber er hatte, wie zumeist, unter seinen Sachen keinen Brief für mich.

Nun ging ich langsam über den Platz, dann über die Brücke zur Kastanienallee, jedoch ohne die rechte Freude an dem schönen, hellen Morgen. Obgleich ich sie davon abzubringen suchte, hörten meine Gedanken nicht auf, sich mit jenen unbedeutenden Vorkommnissen zu beschäftigen, während ich unter den Bäumen dahinschritt.

Ich vermochte mir's nicht zu verhehlen, daß ich da als eine ziemlich erbärmliche Persönlichkeit allein in der Sonne spazieren ging.



C. F. Wintersche Buchdruckerei.


C. F. Wintersche Buchdruckerei.